

Phänomenologie und Konstruktivismus – (Wie) Geht beides?

Diana Drexler

Eine eindeutige Definition und Zuordnung der Begriffe „Phänomenologie“ und „Konstruktivismus“ ist wegen ihrer unterschiedlichen Verwendung nur schwer möglich. Die immer wieder postulierte Polarität der theoretischen Konzepte beider Strömungen lässt sich bei näherem Hinsehen jedoch nicht einfach aufrechterhalten. Sowohl phänomenologische als auch konstruktivistische Ansätze gehen davon aus, dass wir die ontische Wirklichkeit nicht direkt erkennen können. In beiderlei Verständnis ist Welt-erfahrung immer subjektiv, und beide interessieren sich für die möglichen Einflussfaktoren auf das Wahrgenommene. Phänomenologische Methodik fokussiert auf den Wahrnehmungsakt, wie er beeinflusst wird und wie wir zu gemeinsamen Erfahrungen kommen (Evidenz), konstruktivistische Methoden betonen das wahrnehmende Subjekt und die Unterschiede von Wirklichkeitskonstruktionen. Beide zusammengenommen weisen innere Zusammenhänge auf, die sich in der Aufstellungsarbeit idealtypisch nutzen lassen (siehe auch Sparrer 2004).

Die Frage nach einer beobachterunabhängigen Wirklichkeit wird von den Konstruktivisten in der Regel verneint, von den Phänomenologen (hier Husserl) als sinnlos verworfen. Diese Frage muss meines Erachtens in der Praxis auch gar nicht entschieden werden – natürlich machen wir uns letztlich immer einen Reim auf das, was uns gerade widerfährt. Dieser „Reim“ (im Sinne einer narrativen Wirklichkeit) ist jedoch subjektiv relativ und abhängig von den Bedeutungsgebungen des Beobachters. Aus dieser Sicht sind Aufstellungen keine Abbildung des realen Systems, sondern ein subjektives Bild des Aufstellenden. Die Bilder verschiedener Mitglieder desselben Systems können höchst unterschiedlich, aber auch ähnlich ausfallen, und ein und dieselbe Person wird zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschiedene Bilder stellen, je nach Absicht, Anliegen und Befinden. Die Unterschiedlichkeit der inneren Bilder im Sinne einer Entwicklung hin zu subjektiv empfunden „besseren“ Bildern über einen gewissen Zeitraum (zum Beispiel im Rahmen einer Therapie) ist ja gerade Ziel und „Erfolgskriterium“ der Aufstellungsarbeit, ohne dass das aufgestellte System sich ändern müsste.

Sowohl Phänomenologen als auch Systemiker mahnen zur Urteilsenthaltbarkeit (systemisch: Neutralität). Gerade eine phänomenologische Haltung schult die Wahrnehmung im Sinne von Allparteilichkeit und Offenheit für alles, was sich in Interaktionen (hier: in der Aufstellung und in den Reaktionen aller daran Beteiligten) zeigt. Die Therapeutin bemüht sich um einen „weiten Blick“ und stellt ihre Wahrnehmungen im Prozess zur Verfügung, frei nach G. Webers Empfehlung, Hypothesen frei auszusprechen, ohne sie jedoch zu heiraten. Werden diese Hypothesen als Wissen verkauft und mit kausalen Erklärungen für bestimmte Probleme des Klienten oder gar mit normativen Handlungsanweisungen verknüpft und wird dies auch noch mit einem „phänomenolo-

gischen“ Selbstverständnis begründet, dann wird eine erkenntnistheoretische Position zu Unrecht mit Praktiken gleichgesetzt, denen sie geradezu entgegengesetzt ist. Gleich welcher Schule angehörend, laufen Helfer schnell Gefahr, „zu wissen“, gerade wenn sie nicht viel Selbsterfahrung haben und/oder unter Handlungsdruck stehen. Die Aufstellungsarbeit als stark leiterzentriertes Verfahren bietet hier – je nach Persönlichkeit der Leitung – in besonderem Maß Raum und Risiko für ungezügeln Intuitionismus und normatives (Besser-)Wissen.

In klassischen systemischen Settings wird mit den Beteiligten eines Systems über ihre Beziehungen „verhandelt“. Eine Aufstellung hingegen ist eine Einzelintervention in der Gruppe. Die Protagonisten der Aufstellung sind nicht Mitglieder des aufgestellten Systems und haben über dieses wenige Informationen. Es wird vergleichsweise wenig auf der Metaebene im Sinne von „sprechen über“ agiert, dieses wird sogar vermieden. Stellenwert und Verwendung von Sprache sind bei Aufstellungen eine andere als in klassisch systemischen Vorgehensweisen. Erleben und Sprechen geschehen sozusagen 1:1, im direkten Kontakt mit den Teilnehmern in ihrem inneren Bild. Sprache dient vor allem dazu, Worte für die sinnliche Wahrnehmung und das innere Erleben zu finden. Dies ist eine große Herausforderung für alle Beteiligten, denn Erfahrungen durch sinnlichen Kontakt sind vor allem nichtsprachlicher Natur. Leider mussten viele von uns schon früh lernen, solche Erfahrungen zu leugnen oder nicht mehr darauf zu achten, da der kreuzmodale Abgleich von eigenem Spüren mit den Aussagen der Erwachsenen widersprüchliche Ergebnisse brachte. In der therapeutischen Arbeit ist es eine besondere Aufgabe, eine Kommunikationsform über diese Erlebensebenen (wieder) zu entdecken bzw. zu erfinden. Entsprechende Beschreibungsversuche verwenden meistens körperliche Metaphern oder poetische Bilder, die wissenschaftlich als schwer operationalisierbar kritisiert werden.

Ein Beispiel dafür ist der Begriff „Seele“. „Verwenden wir diesen Begriff nicht metaphysisch, sondern im phänomenologischen Sinn, dann ist er eine Metapher für eine Erfahrungsdimension, die sonst schwer zu beschreiben ist. Einen Zugang finden wir zum Beispiel über die Beschreibung eines körperlichen Vorgangs bei bestimmten Arten von Begegnungen mit anderen: Etwas „geht auf oder zu“ im Brustbereich. Dieses Auf- oder Zugehen könnten wir poetisch eine Bewegung der Seele nennen“ (H. Beaumont, persönliche Mitteilung).

Im Aufstellungsprozess begeben sich also alle Beteiligten in einen Suchprozess, um ihr sinnliches Erleben zuzulassen und sprachlich verständlich zu machen. Das Vorgehen dabei könnte man „achtsamkeitsorientiert“ nennen. Sehr einfach formuliert bedeutet Achtsamkeit: aufmerksam sein im Hier und Jetzt ohne Urteil und ohne Tun. Zuwendung, Wahrnehmung, Annahme (und evtl. Würdigung) kommen vor Veränderung und sind sowohl Metaprinzipien als auch Ziele dieses Prozesses. Sie beugen bei Klient und Therapeutin Veränderungsdruck und Aktionismus vor (siehe auch Drexler 2012, S. 37 ff.).

Zusammengefasst wird bei genauerer Beschäftigung mit den Begriffen deutlich, welche Verwirrungen B. Hellinger mit seiner Verwendung des Phänomenologiebegriffs und Gunthard Weber mit dem Untertitel seines Buches von der Aufstellungsarbeit als

„systemisch“ ausgelöst haben. Jedenfalls lässt sich weder aus phänomenologischer noch aus systemischer Sicht rechtfertigen, wenn aus Aufstellungen Rückschlüsse auf eine ontologische Wirklichkeit gezogen und wenn aus bestimmten Dynamiken normative Ordnungen und Regeln für Familien (und andere Systeme) abgeleitet werden. Hingegen lassen sich systemisch und phänomenologisch begründete Haltungen und Vorgehensweisen bei der hier beschriebenen Aufstellungsarbeit ideal ergänzen und ergeben ein spezifisches „Drittes“, wie es König (2004, S. 207) in Anlehnung an P. Fürstenau formuliert hat: „phänomenologisch wahrnehmen, systemisch-konstruktivistisch denken, flexibel auf eine offene Zukunft hin intervenieren“. Das wirft Fragen auf, wie der Ansatz gelehrt und gelernt werden kann, die an anderer Stelle diskutiert werden (siehe zum Beispiel Drexler und Hilzinger 2015).

Dieser Beitrag ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Einführung in die Praxis der Systemaufstellung“ von Diana Drexler, das im September 2015 im Carl-Auer Verlag erscheint.



Dr. Diana Drexler
www.dianadrexler.de

Literatur

- Drexler, D. (2012): *Das Integrierte Stressbewältigungsprogramm ISP: Manual und Materialien für Therapie und Beratung*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Drexler, D., Hilzinger, R. (2015): *Aufstellen lernen und lehren*. In „Dem Feld vertrauen?“ – Qualität in der Aufstellungsleitung, Handbuch, 2015 (im Druck)
- König, O. (2004): *Familienwelten. Theorie und Praxis von Familienaufstellungen*. Heidelberg: Carl-Auer
- Sparrer, I. (2004): *Wunder, Lösung und System. Lösungsfokussierte Systemische Strukturaufstellungen für Therapie und Organisationsberatung*. Heidelberg: Carl-Auer